

Wo wir einst waren

Eine emotionale Kleinstadt-Romanze über die
zweite Chance mit deiner Jugendliebe



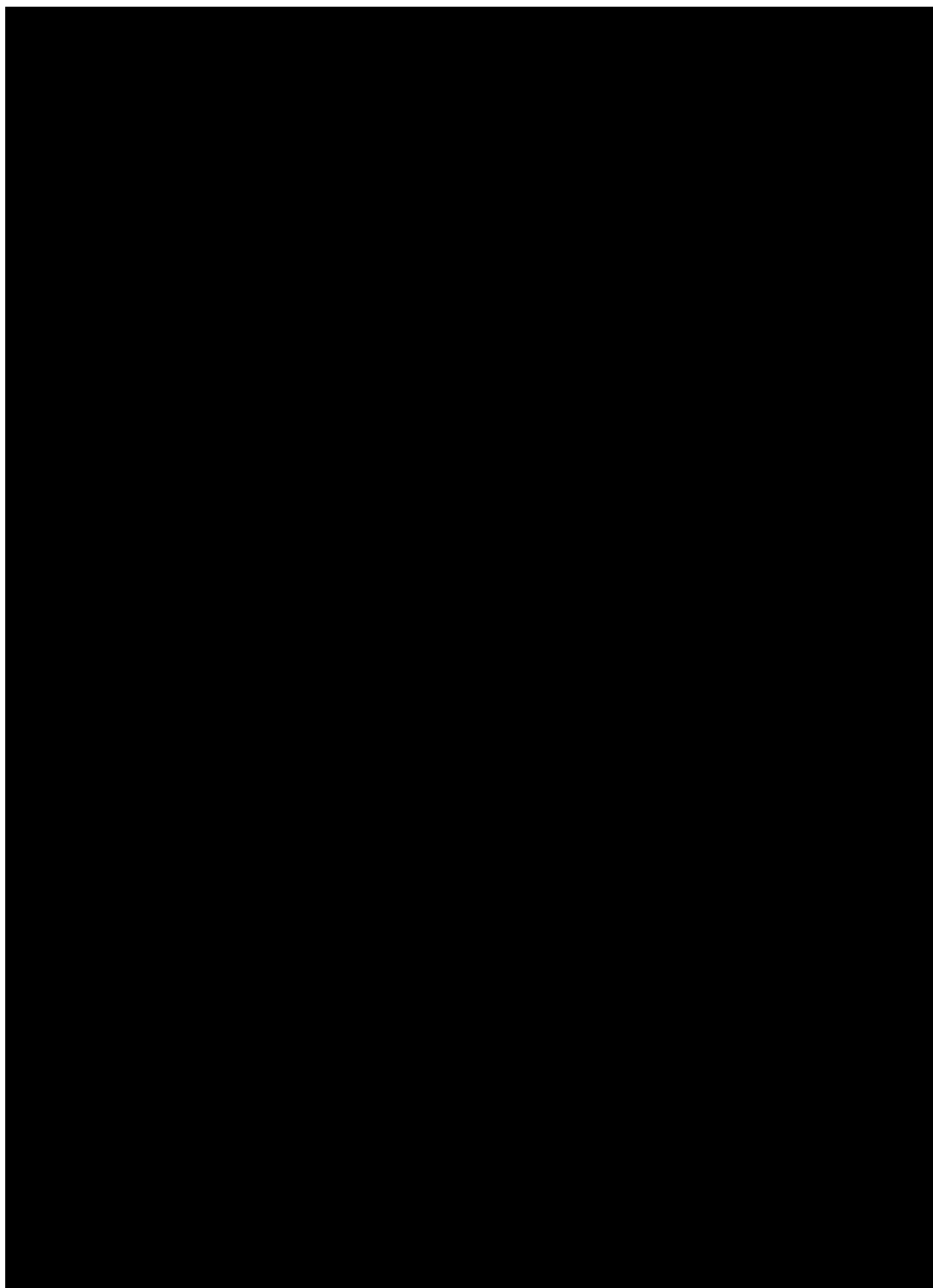
Maria Johanna

Wo wir einst waren

Eine emotionale Kleinstadt-Romanze über die
zweite Chance mit deiner Jugendliebe



Maria Johanna



Wo wir einst waren -
Eine emotionale Kleinstadt-
Romanze über die zweite
Chance mit deiner
Jugendliebe

Impressum

Verantwortlich gemäß § 5 TMG / § 55 RStV:

Maria Johanna Ruppenthal

c/o Online-Impressum.de #4904

Europaring 90

53757 Sankt Augustin

Deutschland

Kontakt:

E-Mail: feedback.saschamaria@gmail.com

Urheberrecht:

Texte & Inhalte von Maria Johanna (Pseudonym)

Alle Rechte vorbehalten.

Hinweis zu KI-Unterstützung:

- Textunterstützung: ChatGPT
- Covergestaltung: Gemini (Google KI)
Die Endfassung der Inhalte wurde vom Autor geprüft und verantwortet.

Haftung für Inhalte:

Dieses Werk ist frei erfunden oder beruht auf verfremdeten Erfahrungen. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig.

Haftung für externe Links:

Für externe Links auf dieser Seite wird keine Haftung übernommen. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Kapitel 1: Das alte Leben

Der Regen prasselte gegen die bodentiefen Fenster, ein unermüdliches Trommeln, das perfekt zu dem Pochen hinter meinen Schläfen passte. Hamburg zeigte sich von seiner grauesten Seite, ein nasser Schleier aus Beton und Elbe.

Ich starrte auf meinen Laptop-Bildschirm, aber die Excel-Tabelle verschwamm vor meinen Augen. Die Zahlen tanzten. Es war Donnerstag, kurz nach neunzehn Uhr, und ich saß immer noch in meinem beigen Hosenanzug auf unserem beigen Designersofa. Alles in dieser Wohnung war beige oder anthrazit. Teuer, geschmackvoll und vollkommen seelenlos.

"Noch lange?"

Lars' Stimme drang kaum durch das Prasseln des Regens. Er stand an der Kücheninsel, bereits im makellosen weißen Hemd, und mixte sich einen Protein-Shake. Sein Blick war auf sein Tablet gerichtet, wo die Börsenkurse liefen.

"Fast fertig", log ich. Ich war nicht einmal ansatzweise fertig. Die Deadline für das Pitch-Deck war morgen früh um neun, und mein Team hatte versagt. Also saß ich hier, wie immer, und bügelte die Fehler der anderen aus.

"Gut. Ich treffe mich gleich noch mit Carsten. Networking. Du weißt schon."

Ich nickte, ohne aufzusehen. Ich wusste es. Carsten war Lars' neuer "Gym-Buddy" und aufstrebender Investment-Hai. Lars (38) war immer am Netzwerken. Er war ehrgeizig, erfolgreich und sah – das musste ich ihm lassen – in seinen maßgeschneiderten Hemden verdammt gut aus. Wir waren seit vier Jahren zusammen. Vier Jahre beige.

Er kam zum Sofa, gab mir einen Kuss auf den Scheitel. Eine trockene, flüchtige Berührung. "Stress dich nicht zu sehr, Schatz."

Ich spürte den vertrauten Stich der Enttäuschung. Ich hatte heute eine Absage für ein Projekt bekommen, das mir am Herzen lag. Ich hätte es ihm gerne erzählt. Aber Lars' Trost war immer lösungsorientiert. "Nächstes Mal besser pitchen", hätte er gesagt. Oder: "Fokus auf die rentablen Projekte."

Ich vermisste Berührungen. Echte Berührungen. Nicht diese effizienten Küsse auf den Scheitel oder das routinierte Täschneln auf den Oberschenkel, bevor er sich im Bett umdrehte und einschlief. Unsere sexuelle Beziehung war wie die Wohnung: sauber, strukturiert und auf ein Minimum reduziert.

"Vielleicht warte ich, bis du zurückkommst?", fragte ich leise, eine letzte, schwache Hoffnung.

Lars schüttelte bereits den Kopf, während er in seine teuren Lederschuhe schlüpfte. "Wird spät, Maja. Mach dir keinen Kopf. Ich schlaf im Gästezimmer, damit ich dich nicht wecke, wenn ich reinkomme."

Er meinte es gut. Er meinte es immer gut. Das war das Schlimmste daran.

Er war weg. Die Tür fiel mit einem satten, leisen Klicken ins Schloss. Stille. Nur der Regen und das leise Surren meines Laptops.

Ich schloss die Augen. Ich fühlte mich leer. Eine 34-jährige Frau in einem Penthouse, mit einer Karriere, um die mich viele beneideten, und einem Mann, der objektiv gesehen ein "guter Fang" war. Ich sollte glücklich sein. Stattdessen fühlte ich mich wie eine Hochglanzbroschüre, deren Inhalt fehlte.

Mein privates Handy vibrierte auf dem Glastisch. Eine unbekannte Nummer, aber mit der alten Vorwahl. Der Vorwahl, die ich seit fünfzehn Jahren mied wie die Pest.

Lerchenbach.

Ein Eisklumpen bildete sich in meinem Magen. Ich ließ es klingeln. Es hörte auf. Eine Sekunde später vibrierte es erneut. Diesmal ging ich ran, die Kehle zugeschnürt.

"Maja? Maja Bruns?" Eine ältere Frauenstimme, leicht zitterig. "Ja...?" "Hier ist Gerda Schmidt. Du... du erinnerst dich vielleicht nicht, die Nachbarin von deiner Tante Hedi."

Oh Gott. Tante Hedi. Die exzentrische Schwester meiner Mutter, die einzige, die in Lerchenbach geblieben war. Ich hatte sie ewig nicht gesehen.

"Frau Schmidt? Ist etwas passiert?"

"Kindchen...", die Stimme brach. "Es tut mir so leid. Die Hedi... sie ist heute Morgen nicht aufgewacht. Herzversagen, sagt der Doktor. Sie ist... sie ist von uns gegangen."

Der Eisklumpen in meinem Magen wurde zu Blei. Tante Hedi. Tot. Die Frau mit den lila Haaren und den zwanzig Katzen. Die einzige Verwandte, die mir nie Vorwürfe gemacht hatte, dass ich gegangen war.

"Oh", war alles, was ich herausbrachte. Ich starrte auf die Regentropfen, die wie Tränen über die Scheibe liefen.

"Maja", fuhr Frau Schmidt fort, "deine Mutter ist ja nicht zu erreichen, auf dieser Kreuzfahrt... und... nun ja. Die Hedi hat dich als Alleinerbin eingesetzt. Für das Haus und... nun ja, für alles."

Mein Atem stockte. Das Haus. Das alte, windschiefe Haus am Rande von Lerchenbach. Das Haus, in dem ich so viele

Sommer verbracht hatte. Das Haus, das nur fünf Straßen von *seinem* Haus entfernt war.

"Ich... ich muss...", stammelte ich. "Du musst kommen, Kindchen. Wegen der Beerdigung. Und dem Haus. Es... es steht nicht gut um das Haus. Es muss sich schnell jemand kümmern."

Nachdem ich aufgelegt hatte, saß ich minutenlang reglos da. Der Regen trommelte. Lerchenbach. Ich hatte mir geschworen, nie wieder einen Fuß in dieses Kaff zu setzen. Nie wieder über dieses Kopfsteinpflaster laufen, nie wieder den Geruch von Sägemehl und feuchtem Wald riechen.

Ich schloss den Laptop. Das Pitch-Deck war vergessen.

Mechanisch öffnete ich die Webseite der Deutschen Bahn. Hamburg Hbf nach Lerchenbach (Umstieg in Fulda). Ich buchte ein Ticket für morgen früh. One-Way.

Mein Blick fiel auf mein Spiegelbild im dunklen Fenster. Eine blasse Frau mit strengem Dutt und teurer Bluse. Eine Fremde.

Als Lars eine Stunde später eine SMS schickte ("Wird noch später. Schlaf gut!"), tippte ich eine Antwort, die eine Halbwahrheit war, aber wie eine ganze Lüge schmeckte.

„Tante gestorben. Muss aufs Land, Nachlass regeln. Brauche wahrscheinlich nur das lange Wochenende. Kümmere du dich um die Firma. Kuss.“

Ich wusste, dass es länger dauern würde. Ich wusste, dass es kompliziert werden würde. Aber die Vorstellung, Lars jetzt die ganze Wahrheit zu sagen – über das Haus, über meine Panik, über Lerchenbach – war unmöglich.

Ich ging ins Schlafzimmer, ignorierte unser beiges Bett und zog einen alten Rollkoffer aus der Ankleide. Ich packte nicht meine Hosenanzüge ein. Ich packte Jeans ein, einen dicken

Pullover und die alten Gummistiefel, die ich seltsamerweise nie weggeworfen hatte.

Kapitel 2: Die Rückkehr

Die Zugfahrt war ein verschwommener Brei aus Landschaften, die von städtisch zu ländlich wechselten, bis schließlich nur noch dichte, dunkle Wälder und kleine Dörfer an mir vorbeizogen. Je näher ich Lerchenbach kam, desto enger fühlte sich meine Brust an. Als ich auf dem winzigen Bahnhof ausstieg, schlug mir feuchte, kühle Luft entgegen, die nach nassem Laub und Kaminrauch roch.

Es war ein Geruch, den ich fünfzehn Jahre lang erfolgreich verdrängt hatte.

Lerchenbach. Es hatte sich nichts verändert. Dieselbe Bäckerei am Bahnhofplatz, derselbe Brunnen mit der hässlichen Elfenfigur. Es war, als wäre die Zeit 1999 stehen geblieben. Nur ich war eine Fremde in teurem Mantel und mit einem Rollkoffer, dessen Räder auf dem Kopfsteinpflaster einen ohrenbetäubenden Lärm machten.

Ein paar Leute auf der Straße drehten sich um. Ich spürte ihre Blicke auf meinem Rücken. Hier kannte jeder jeden. Und jeder kannte die Geschichte von Maja Bruns, die damals einfach abgehauen war.

Ich nahm das einzige Taxi am Stand. Der Fahrer, ein Mann Ende Fünfzig, musterte mich im Rückspiegel. "Bruns? Sind Sie nicht die Tochter von der Helga?" Ich nickte nur knapp. "Zum Haus von Hedi Bruns, bitte. Am Waldweg." "Ajo, die arme Hedi", sagte er. "Schlimme Sache."

Der Rest der Fahrt war Schweigen. Ich starrte aus dem Fenster auf die Häuser, die an mir vorbeizogen, und mein Magen verkrampfte sich. Da, die alte Schule. Da, der Weiher, an dem wir...

Ich schloss die Augen. Nein. Nicht daran denken.

Das Haus meiner Tante lag am Ende einer schmalen Straße, direkt am Waldrand. Es war schon immer windschief gewesen, eingewachsen in Efeu, aber jetzt sah es verlassen aus. Der Vorgarten war ein Dschungel aus Unkraut und verwilderten Rosen. Der Lack an den Fensterläden blätterte ab.

Der Taxifahrer half mir mit dem Koffer. "Soll ich warten?" "Nein, danke. Ich komme klar." Er sah mich zweifelnd an, dann das Haus. "Na denn. Viel Glück da drin."

Als er wegfuhr, war es still. Totenstill, abgesehen vom Rascheln der Blätter im Wind. Ich atmete tief durch, fischte den Schlüssel, den mir Frau Schmidt am Bahnhof zugesteckt hatte, aus der Tasche und schloss die knarrende Haustür auf.

Ein Schwall Luft traf mich. Modrig, staubig, kalt. Und noch etwas... süßlich-faulig.

Ich knipste den Lichtschalter im Flur an. Nichts. Sicherung raus. Ich zog mein Handy raus und schaltete die Taschenlampe ein.

Der Lichtkegel fiel auf einen Flur voller gestapelter Zeitungen und Kisten. Tante Hedi war eine Sammlerin gewesen. Ich zwängte mich vorbei ins Wohnzimmer. Der Geruch wurde stärker. Mein Blick wanderte zur Decke.

Ein riesiger, dunkler Wasserfleck zog sich über die gesamte Ecke des Raumes, und von dort tropfte es langsam auf den Teppich. Es musste tagelang geregnet haben, und das Dach war offenbar undicht. Die Tapete wellte sich, der Putz bröckelte.

"Scheiße", flüsterte ich.

Ich ging weiter in die Küche. Hier war das Chaos komplett. Überall standen Töpfe und Teller, aber der wahre Schock war

der Kühlschrank, der leicht offen stand – der Strom war offensichtlich schon länger weg. Ich riss die Tür nicht auf. Das musste ich nicht.

Ich lehnte mich gegen den Türrahmen und fühlte, wie die Überforderung mich wie eine Welle traf. Das hier war kein "langes Wochenende". Das hier war eine Katastrophe. Ein Sanierungsfall. Ich konnte das nicht alleine. Nicht in einer Woche und nicht in einem Monat.

Ich musste es verkaufen. Schnell. So schnell wie möglich.

Ich ging zurück in den Flur, stolperte fast über einen Stapel Bücher. Mein Handy-Lichtkegel fiel auf einen Zettel, der an die Innenseite der Haustür geklebt war. Eine krakelige, altmodische Schrift. Frau Schmidt.

„Kindchen, ruf den hier an. Der beste Handwerker im Ort, der kann das regeln. Er weiß Bescheid, dass du kommst.“

Darunter eine Telefonnummer. Und ein Name.

Noah.

Nur ein Vorname. Als ob es in diesem Kaff nur einen einzigen Noah gäbe. Mein Herz stolperte. Es setzte einen Schlag aus, dann raste es los, wild und panisch, als wolle es mir aus der Brust springen.

Nein. Das konnte nicht sein. Das war ein Zufall. Lerchenbach war klein, aber nicht *so* klein. Es war bestimmt der "Noah Müller" oder der "Noah Krause", mit dem ich in der Grundschule gewesen war.

Es konnte unmöglich *mein* Noah sein.

Ich starrte auf die Nummer. Meine Finger zitterten. Ich musste anrufen. Der Wasserschaden. Der Geruch. Ich musste hier raus.

Ich wählte die Nummer, bevor mein Verstand es mir verbieten konnte. Es klingelte zweimal. Dann eine Stimme. Eine tiefe, ruhige Männerstimme, die ich aus Tausenden wiedererkannt hätte, auch nach fünfzehn Jahren.

"Ja, hier ist Köhler."

Köhler. Sein Nachname. Ich schluckte. Mein Mund war trocken wie Staub.

"Hallo", brachte ich mühsam hervor. "Mein Name ist Maja Bruns. Ich... ich bin im Haus meiner Tante Hedi. Frau Schmidt hat mir Ihre Nummer gegeben. Es gibt... es gibt hier einen ziemlich schlimmen Wasserschaden."

Kurze Stille am anderen Ende. Ich hörte ein leises Geräusch, vielleicht ein Werkzeug, das weggelegt wurde.

Dann sagte er es. Das Wort, das alles bestätigte. "Maja."

Keine Frage. Eine Feststellung. Kalt wie Eis.

"Ich bin in einer Viertelstunde da", sagte er und legte auf.

Kapitel 3: Das Wiedersehen

Die fünfzehn Minuten, die er am Telefon angekündigt hatte, waren die längsten meines Lebens.

Der Klick in der Leitung hatte eine Stille hinterlassen, die ohrenbetäubend war. *Köhler. Ja, hier ist Köhler.*

Ich stand wie gelähmt im modrigen Flur meiner Tante. Mein Herz raste nicht einfach nur, es schlug unkontrolliert gegen meine Rippen, ein gefangener Vogel, der versuchte, aus einem viel zu kleinen Käfig auszubrechen.

Noah.

Ich hatte mir diesen Moment fünfzehn Jahre lang ausgemalt. In meinen Tagträumen, wenn ein bestimmtes Lied im Radio lief. In meinen Albträumen, wenn der Stress in Hamburg zu groß wurde. In den meisten Szenarien hatte ich die Kontrolle. Ich wäre im Sommer zu Besuch gekommen, sonnengebräunt, erfolgreich, in einem schicken Cabrio. Ich wäre ihm zufällig in der Bäckerei begegnet, hätte ihm lässig zugnickt, vielleicht ein paar Worte gewechselt, und ihn mit dem Wissen zurückgelassen, was ihm entgangen war.

Die Realität war: Ich stand in einem stinkenden, dunklen Haus, in dem es von der Decke tropfte, mein Haar klebte feucht von der Zugfahrt an meinem Kopf, und ich fühlte mich wie ein ertapptes Kind.

Ich fuhr mir panisch durch die Haare und versuchte, meinen strengen Dutt zu richten. Sinnlos. Ich rieb meine Hände an meinen teuren Jeans ab. Sie waren eiskalt. Mein Blick fiel auf einen fleckigen Spiegel im Flur. Ich sah blass aus, übermüdet, mit dunklen Ringen unter den Augen. Die "Maja Bruns" aus Hamburg, die Projektmanagerin, die Pitch-Decks mit siebenstelligen Budgets präsentierte, war verschwunden. Übrig war nur Maja. Das Mädchen, das weggelaufen war.

Jedes Geräusch von draußen ließ mich zusammenzucken. Ein knackender Ast. Ein Auto in der Ferne.

Dann kam es. Ein tiefes, dieselbetriebenes Brummen. Kein prolliger Sportwagen, kein Kleinwagen. Es war das Geräusch von Arbeit. Es wurde lauter und verstummte dann direkt vor dem Haus.

Eine Autotür schlug zu. Der Klang war dumpf, schwer. Endgültig.

Schritte auf dem Kiesweg. Langsam, gleichmäßig, schwer. Nicht das schlurfende, unsichere Tappen des Jungen, an den

ich mich erinnerte. Das hier waren die Schritte eines Mannes, der wusste, wohin er ging.

Ich atmete ein, aber es fühlte sich an, als würde keine Luft in meine Lungen kommen.

Es klopfte. Kein zögerliches Anklopfen, kein Klingeln. Zwei harte, laute Schläge gegen das Holz der Haustür. *Thud. Thud.*

Meine Hand zitterte, als ich den alten Messingknauf umfasste. Ich zog die Tür auf.

Und die Luft verließ meine Lungen endgültig.

Er stand auf der Veranda, eine dunkle Silhouette gegen das graue Nachmittagslicht. Er war... groß. Nicht nur groß, sondern *breit*. Der Noah, den ich verlassen hatte, war ein schlaksiger Neunzehnjähriger gewesen, charmant und voller ungestümer Energie, ein Körper aus langen Gliedmaßen, Sehnen und einem Lachen, das den ganzen Raum einnahm.

Dieser Mann hier war eine andere Spezies.

Er füllte den Türrahmen aus. Breite Schultern unter einer verwaschenen, robusten Arbeitsjacke, auf deren Brust ein kleines Logo gestickt war: *Köhler Handwerk*. Feiner Sägestaub lag wie Puderzucker in seinen dunklen Haaren, die er viel kürzer trug als früher. Sein Gesicht... es war sein Gesicht, aber die Zeit hatte es bearbeitet. Es war kantiger. Die weichen Züge waren einer harten Kieferlinie gewichen, die von einem dichten Dreitagebart beschattet wurde. Um seine Augen – dieselben blauen Augen, die mich früher hatten zum Schmelzen bringen können – lagen feine Fältchen.

Aber es war nicht das Alter, das mich schockierte. Es war der Ausdruck.